

Ronja von Rönne
Alles Liebe



© Carolin Saage

Ronja von Rönne, geboren 1992, ist Schriftstellerin, Journalistin und Moderatorin. 2015 las sie beim Ingeborg-Bachmann-Preis. Sie moderiert ›Unhappy‹ auf ARTE und schreibt für ›Die Zeit‹. Ihr Roman ›Ende in Sicht‹ wurde zum von der Kritik gefeierten Bestseller. Sie lebt mit ihrem Freund und einem rauhaarigen Dackel in Berlin.

Fünf Leben, fünf Arten, sich am Leben vorbeizulügen. Laura lernt als Kind von ihrer krebserkrankten Freundin, wie mächtig Mitleid sein kann. Barbara hält nach einem Verlust die Wirklichkeit mit Versandhauskatalogen auf Abstand, bis das Papier ihr Zuhause übernimmt. Christina verkleinert die Welt zu Miniaturen, während ihr Mann Fedor immer größer werden will – in der Kunst und im Leben. Und Mattis, der an Wahrheit glaubt, beginnt zu ahnen, dass es nicht um Fakten geht, sondern um Glaubwürdigkeit. Mit feinem Gespür und großer Intensität erschafft Ronja von Rönne ein Mosaik über Liebe als Behauptung und Wahrheit als Konstrukt.

Ronja von Rönne

**ALLES
LIEBE**

Roman

dtv

Von Ronja von Rönne bei dtv außerdem lieferbar:
Ende in Sicht
TROTZ

Originalausgabe

© 2026 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Tumblingerstraße 21, 80337 München
produksicherheit@dtv.de

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Miriam Bröckel

Umschlagillustration: Giacomo Bagnara

Gesetzt aus der Garamond

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28530-8

Für Amonte, Luisa, Marie, Pola & Suska

*»It's hard to be brave,
when you're only a very small animal«*

-

Ferkel, der beste Freund von Winnie Puuh

LAURA

Miriam's Krebs war langweilig. Aber immerhin verdankte ich ihrer Leukämiediagnose und der Freundschaft unserer Mütter meinen ersten Flug und meinen ersten All-inclusive-Urlaub. Denn in den zehn Tagen, die Miriam noch vor der ersten Runde Chemo hatte, sollten wir »Mädchen« es uns noch einmal »richtig gut gehen lassen«. Und diese Aufgabe nahm ich sehr ernst.

Wir waren schon seit der ersten Klasse befreundet, und ich hatte mich riesig auf den Urlaub an der türkischen Mittelmeerküste gefreut, aber Miriam war die ganze Zeit über schlapp und müde. Das hatte zur Folge, dass wir beide die Tage eigentlich nur in der verdunkelten Hotelsuite verbrachten und fernsahen. Als hätte jemand die Pausetaste gedrückt, während draußen das Leben weiterging. Alles andere war für Miriam einfach zu anstrengend – das Licht, die Geräusche, sogar das Aufstehen schien sie mehr Kraft zu kosten, als sie hatte.

Mir war das im Grunde egal, auch wenn ich so tat, als würde es mich bedrücken. Zu Hause herrschte striktes Fernsehverbot, meine Eltern hielten Fernsehen für den Untergang der Zivilisation und prophezeiten Volksverdummung und viereckige Augen. Aber hier, in diesem klimatisierten Refugium, zappte ich mich neben Miriam's schlaffem Körper

sitzend stundenlang durch türkische Kosmetikwerbungen. Die Frauen darin sahen alle gleich aus – maskenhaft geschminkte Gesichter, die Produkte anpriesen, deren Namen wir nicht aussprechen konnten. Einmal schalteten wir aus Versehen zu einem Programm mit zwei nackten Erwachsenen. Wir erschrakten uns furchtbar – nicht wegen der Nacktheit, sondern wegen der Peinlichkeit des Moments –, und ich schaltete hastig weiter zu einem Shopping-Kanal, auf dem eine aufgedrehte Frau Handstaubsauger bewarb, als wären sie das Wichtigste auf der Welt.

Das Zimmer blieb abgedunkelt, den ganzen Urlaub lang. Ein künstlicher Kokon aus schweren Vorhängen und summender Klimaanlage. Miriam schlief viel – nicht den friedlichen Schlaf eines normalen Kindes, sondern den erschöpften, schweren Schlaf eines Menschen, dessen Körper gegen sich selbst kämpft. Während sie schlief, schaute ich in das bläuliche Licht des Bildschirms, es war das Einzige, das die Dunkelheit durchbrach. Zwei-, dreimal am Tag weckte ich sie behutsam, rüttelte vorsichtig an ihrer Schulter, bis sie die Augen aufschlug. Dann nötigte ich sie, draußen ein paar Schritte zu gehen, damit ihre Mutter sich keine Sorgen machte. Ich hielt ihren Badeanzug unter den Wasserhahn, wrang ihn aus und warf ihn über die Stuhllehne, damit wir so tun konnten, als hätten wir den Tag am Pool verbracht, als wären wir normale Kinder im Urlaub.

Unsere Eltern hatten den Urlaub gemeinsam gebucht, das bot sich an, schließlich waren Miriam und ich irgendwie so was wie beste Freundinnen und unsere kleinen Brüder im

gleichen Alter. Praktisch, für alle. Während wir im Hotelzimmer unsere Zeit totschlugen, benahmen sich die beiden Jungs so, wie von unseren Eltern geplant: Malte und Leo jagten über den Strand wie junge Hunde, rannten mit Styroporsurfboards in die Wellen der türkischen Riviera, spritzten sich gegenseitig nass und traten in ihrem Übermut gelegentlich die Sandburgen von anderen Kindern kaputt. Unsere Eltern warfen ab und an von der Strandbar einen Blick auf die beiden, verließen sich ansonsten aber auf ihre Selbstständigkeit und die wachsamen Augen der Bademeisterin.

Das Hotel war ein seelenloser Fünf-Sterne-Kasten, eine dieser sterilen Betonfestungen, die man überall auf der Welt findet – in der Türkei, in Spanien, in Thailand. Austauschbar wie Legosteine. Ungewohnt für meine Familie, die sonst im vollgepackten Auto nach Kroatien fuhr, stundenlang durch die Berge kurvte, um dort Campingurlaub zu machen. Unsere normalen Urlaube rochen nach nassem Zelt und Moskitospray, hier duftete alles nach Desinfektionsmittel und Raumspray. Noch nie waren wir in so ein Club-Etablissement geflogen, noch nie hatten wir ein Zimmer gehabt, das größer war als unser eigenes Wohnzimmer.

Meine Eltern wirkten schon am zweiten Tag etwas gelangweilt. Sie waren es gewohnt, ihre Urlaube selbst zu organisieren und Sehenswürdigkeiten abzuklappern. Hier gab es nichts zu planen außer den nächsten Gang zum Buffet. Halbherzig boten sie Miriams Mutter an, einen Ausflug für uns alle in Angriff zu nehmen, vielleicht zu einer der vielen antiken Ruinen – eine höfliche Geste, von der alle Beteiligten wussten,

dass sie abgelehnt würde. Miriam war zu krank für staubige Ausgrabungsstätten, ich zu sehr Miriams selbst ernannte Beschützerin und unsere Brüder am liebsten am Strand oder im Kidz-Club, wo sie Tischtennisturniere austrugen und gut gelaunte Animatoure Pool-Olympiaden ausrichteten.

Miriams Diagnose war ganz frisch, der Weg dahin hatte über viele Arztbesuche immer wieder ins Nichts geführt. Ein Labyrinth aus Wartezimmern, besorgten Blicken und Formularen. Im Sportunterricht ließ sie sich beim Brennball extra schnell treffen, um auszuschneiden und sich auf die Bank setzen zu können. Sie wurde leiser, müder, blieb in der Pause lieber im Klassenraum, als mit den anderen um die Tischtennisplatte Rundlauf zu spielen. Irgendwann fiel es den Lehrern auf, und nach einem Gespräch mit ihrer Mutter war man sich einig: Irgendetwas stimmte nicht.

Sie schlief mitten im Unterricht ein – nicht das gesunde, gelangweilte Wegdämmern einer normalen Schülerin, sondern ein plötzliches Absacken, als würde jemand einen Schalter umlegen. Und sie bekam auf einmal von den Riemen ihres Schulrucksacks dunkelblaue Flecken, die sich wie Landkarten über ihre dünnen Schultern ausbreiteten. Ihre Mutter schob die Symptome lange auf Wachstumsschmerzen – eine bequeme Erklärung, die niemanden zwang, sich Sorgen zu machen –, bis schließlich eine einfache Blutuntersuchung die Wahrheit ans Licht brachte. Sie hatte zu viele von den einen und zu wenige von den anderen Blutkörperchen. Eine Knochenmarkpunktion bestätigte schließlich die Verdachtsdiagnose: akute lymphatische Leukämie.

Als meine Eltern mir eine Woche vor der Reise von Miriams Diagnose erzählten, war ich aufgeregt. Eine seltsame, kribbelnde Aufregung, die ich vor ihnen zu verbergen versuchte. Krebs – das kannte ich aus Filmen, aus Büchern, aus den Geschichten, die Erwachsene sich zuflüsterten, wenn sie dachten, Kinder hörten nicht zu. Man musste ins Krankenhaus, Schläuche und Kabel wurden an den Körper angeschlossen. Manche Kinder verloren alle ihre Haare und sahen aus wie kleine, zerbrechliche Elfenwesen. Und – auch das wusste ich, ohne dass meine Eltern es mir groß zu erklären brauchten: Man konnte daran sterben. Sterben. Das Wort ließ mich nicht mehr los. Es schwebte unausgesprochen zwischen uns, schwer wie eine Gewitterwolke, die sich nie entlud.

Die Behandlung sollte rasch starten, aber die Ärzte gestatteten Miriams Familie noch eine Woche Urlaub. Eine letzte Woche Normalität, bevor sich alles für immer ändern würde. Eine Woche, um Abschied zu nehmen von dem Mädchen, das Miriam bis dahin gewesen war.

Was ich noch über kranke Kinder wusste: Sie verloren ziemlich schnell viele Freundinnen. Mit jemandem, der immer nur schläft und das Zimmer nicht verlassen kann, wird es irgendwann langweilig.

Ich nahm mir vor, so eine nicht zu sein. Ich wollte bis zum Ende dabei bleiben, den Erwachsenen beweisen, dass es auch starke Kinder gibt. Meine Eltern kannten mich als unzuverlässig und schlampig. Ich verlor regelmäßig Fahrradhelme und Schulbücher, vergaß Geburtstage von Freundinnen oder schloss neue Freundschaften, die die alten überschatteten.

Miriam's Krankheit war die Chance, meinen Eltern zu zeigen: Wenn es darauf ankommt, bin ich da, bin ich zuverlässig.

Das würde mich von anderen unterscheiden. Ich war anders, das würde man schnell merken. Erwachsener als die anderen. »Sie ist so ein reifes Mädchen«, würde Miriam's Mutter meinen Eltern ergriffen erzählen.

»Es ist selten, dass sich bei Kindern in dieser schweren Zeit Freundschaften intensivieren, eine ganz besondere Tochter haben Sie da«, würden Ärzte sagen, wenn meine Eltern Miriam besuchten. Und danach würden sie sich, statt wie üblich wegen Kleinigkeiten herumzustreiten, stolz beim Abwasch in die Augen schauen.

Endlich hätte ich eine Geschichte zu erzählen, die die anderen hören wollten, die sie mir abkaufen würden wie eine seltene Pokémon-Karte damals in der Grundschule.

Schon in der siebten Klasse war mir klar, dass man ohne Drama niemand war, dass Aufmerksamkeit eine Währung ist, die man sich verdienen muss. Und jetzt hatte ich das perfekte Drama – eine todkranke beste Freundin. Das würde mir Respekt verschaffen, Mitleid einbringen, mich interessant machen. All die Dinge, die ich bisher vergeblich gesucht hatte, würden mir jetzt zufallen. Ich musste nicht mehr die Lustigste sein oder die mit den originalen Converse-Schuhen. Bald schon würde meinen Lehrerinnen und auch meinen Mitschülerinnen klar werden: Mit mir brauchte man nicht über Markenklamotten zu sprechen. Ich hatte ganz andere Sorgen, erwachsene Sorgen.

Doch so schnell ging das wohl nicht. Erst kam dieser Urlaub in der Türkei. Sieben Tage, in denen wir hauptsächlich darauf warteten, dass endlich das Buffet öffnete. Die wenigen Gelegenheiten, zu denen Miriam sich tatsächlich freiwillig aus dem Zimmer schleppte. Jedes Mal lud sie sich den Teller voll, lächelte ihre Mutter an und schob die Pommes später, wenn die Erwachsenen nicht hinsahen, auf meinen Teller. Wir wollten tapfer sein, tapferer als der Krebs. Vor allem für Astrid, ihre Mutter, die versuchte, extra fröhlich zu wirken, und mit uns in der Kinderdisco Macarena tanzte, wenn auch nur für eine Minute, dann konnte Miriam nicht mehr.

Vor der Diagnose war Miriam aus rein praktischen Gründen meine beste Freundin gewesen: Gleicher Schulweg, unsere Brüder spielten zusammen Fußball, und in der Klasse saßen wir nebeneinander. Wir zeichneten beide gerne Pferde, und ihre Eltern hatten einen Pool im Garten. Früher hatten wir noch mit Barbies miteinander gespielt und Diddl-Blätter gesammelt, mittlerweile gingen wir gemeinsam zum Voltigieren, klauten Lipgloss-Tester aus dem Drogeriemarkt und schminkten uns die Looks aus der *Bravo Girl* nach.

Bevor es mit der Chemo losging, war Miriam Klassensprecherin gewesen – ein Titel, der in Oberbayern bedeutete, dass sie beim Eintreten eines Erwachsenen aufspringen und »IM NAMEN DER KLASSE, GRÜSS GOTT« schmettern durfte. Ein Ritual, das uns alle peinlich berührte und gleichzeitig mit Ehrfurcht erfüllte. Ich war ihre Stellvertrete-

rin geworden, nicht weil die Klasse mich gewählt hatte, sondern weil sie das bestimmen durfte. Ich hatte nur drei Stimmen bekommen, und eine davon war meine eigene gewesen – eine demütigende Erinnerung, die mir gezeigt hatte, wie sehr Demokratie schmerzen konnte. Hinter mir war nur Igor mit einer Stimme, aber der hatte sich aus Versehen gemeldet. Dass ich den Stellvertreterposten bekam, fühlte sich mehr nach Delegation an als nach Verantwortung.

Das ärgerte mich mehr, als ich je zugegeben hätte. Der Ärger pochte in mir wie ein kleiner, hartnäckiger Schmerz, immer wieder, wenn ich darüber nachdachte. In meiner Vorstellung war ich diejenige, die vor der Klasse stand und wichtige Durchsagen machte, die mit ernstem Gesicht Entscheidungen traf und dabei von allen bewundert wurde. Ich war diejenige, die mit den Lehrern auf Augenhöhe sprach und deren Meinung etwas galt. Stattdessen war ich nur der blasse Schatten von jemand anderem, die zweite Wahl – genau genommen nicht einmal das, denn gewählt hatte mich ja niemand.

Meine Aufgabe als Stellvertreterin war die des »Verklags-haferl« – eine bayerische Petze. Ich bekam ein rotes Heft, dessen Einband sich schon nach wenigen Tagen abnutzte, in das ich alle Namen von Mitschülerinnen schrieb, die sich in Abwesenheit der Lehrerin nicht an ihrem Platz aufhielten. Jeder Verstoß wurde säuberlich dokumentiert, jede kleine Rebellion festgehalten. Mir war bewusst, dass ich mich als Berufsdenunziantin nicht besonders beliebt machte – ich sah die Blicke, hörte das Getuschel. Aber beliebt war ich schon

vorher nicht gewesen. Endlich hatte ich mit dem kleinen roten Heft etwas, womit ich anderen Angst machen konnte. Endlich mussten sie auf mich hören, auch wenn es nur aus Furcht war. Ich war Miriam dankbar.

Aber ich hasste sie auch – zumindest die Abhängigkeit von ihr. Ich hasste es, dass sie immer die erste Wahl war. Bei Gruppenarbeiten, bei Geburtstagsfeiern, bei den kleinen und großen Entscheidungen des Schulalltags. Ich hasste es, dass sie so selbstverständlich annahm, dass ich ihr zur Verfügung stand, als wäre es das Natürlichste der Welt, in ihrem Schatten zu stehen. Als wäre ich dazu geboren, mich damit zu begnügen, dass etwas von ihrem Ruhm auf mich abfiel.

Hier, am Mittelmeer, war unsere Freundschaft verdreht wie ein umgestülpter Handschuh. Zum ersten Mal in unserem gemeinsamen Leben war ich plötzlich diejenige, die Aktivitäten vorschlug, die Entscheidungen traf, die das Sagen hatte. Besonders heiß war ich auf das Banana-Boot und die Candybar. Doch der Krebs machte mir einen Strich durch die Rechnung. Wir blieben im heruntergekühlten Zimmer unter Daunendecken eingekuschelt und bestellten die ersten zwei Tage aus purer Langweile Unmengen Eis und Cola aufs Zimmer. Room-Service war ein Konzept, das in meiner Familie nicht existierte – zu dekadent, zu verschwenderisch. Doch hier, in der Suite von Miriams Familie, in diesem schwebenden Zustand zwischen Normalität und Katastrophe, galten andere Regeln.

Am dritten Tag entdeckten wir den Prospekt auf dem

Schreibtisch neben dem altmodischen Telefon und begriffen, dass wir unsere Möglichkeiten längst nicht ausgeschöpft hatten. Das Heft war in mehreren Sprachen gedruckt, die Seiten glänzten verlockend wie ein verbotener Katalog. Man konnte Dienstleistungen aufs Zimmer bestellen. Für viel, sehr viel Geld. Für Summen, die unsere Taschengeldvorstellungen sprengten.

»Wenn ich mit der Chemo anfangen werde, werde ich mich die ganze Zeit nur schlecht fühlen«, führte Miriam als Argument an, in ihrer Stimme lag eine neue Autorität, die ihr die Krankheit verlieh. »Also ist es eigentlich nur fair, wenn es uns hier dafür richtig gut geht.« Das war ihre Logik – eine Kompensation im Voraus, ein Ausgleich für das kommende Leiden. Ein Glücks-Dispo.

»Was, wenn wir Ärger kriegen, das ist alles krass teuer«, warf ich ein, aber meine Bedenken klangen halbherzig. Ingeheim war ich genauso neugierig wie sie. »Ich habe Krebs, niemand ist sauer auf ein Kind mit Krebs«, sagte Miriam mit einer Selbstverständlichkeit, die überzeugte.

Ich merkte mir diesen Satz sorgfältig, verstaute ihn wie eine wertvolle Münze in meinem Gedächtnis. »Ich habe Krebs, niemand ist sauer auf ein Kind mit Krebs.« Das war mehr als nur eine Feststellung – das war ein Freifahrtschein, eine magische Formel. Das konnte ich verwenden, nicht für mich natürlich, aber ich konnte es für sie verwenden, und dadurch würde auch ich geschützt sein. Die beste Freundin eines Krebskinds zu sein, das war fast so gut, wie selbst Krebs zu haben. Ich würde unter ihrem Schutz stehen. Ich

würde sie beschützen. Und mit *dieser* Art von Abhängigkeit konnte ich leben.

Wir wählten die Null für Rezeption, dann die Fünf fürs »Spa«, und ich sagte, dass wir gerne eine Behandlung auf dem Zimmer hätten. Meine Stimme klang höher als sonst, angestrengt erwachsen. Die Türkin am anderen Ende der Leitung antwortete in fließendem Deutsch: »Moment, Moment, gleich«, und schob uns in die Warteschleife. Die Musik dudelte leise durch die plötzliche Stille unseres verdunkelten Zimmers.

Wir starrten konzentriert auf den Prospekt in Miriams Hand. In goldenen, leicht abblätternden Lettern stand dort »Spa-Menü«, dann folgte eine endlose Liste an Behandlungen mit Namen, die wie Zaubersprüche klangen: Ayurvedische Ganzkörpermassage, Reflexzonenmassage, Aromatherapie mit ätherischen Ölen. Wir hatten das Papier zwischen uns ausgebreitet und saßen darüber gebeugt, als hätten wir eine geheime Schatzkarte bekommen, die uns zu verborgenen Reichtümern führen würde. Die Preise waren in Euro aufgeführt. Ein kurzer Moment der Realität in unserem Fantasiespiel.

Aber Miriams Eltern waren reich, das hatte sie immer betont, manchmal mit einer Beiläufigkeit, die mich ärgerte, manchmal mit einem Stolz, der mich neidisch machte. Als ihre Eltern noch zusammen gewesen waren, hatte ihr Vater uns gelegentlich mit einem silbernen Auto von der Schule abgeholt – ein Mercedes mit getönten Scheiben –, und der obere Rand der Windschutzscheibe war blau gefärbt. Für

mich ein so eindeutiges Zeichen von Reichtum wie der Eiswürfelpender ihres amerikanischen Kühlschranks oder die elektrischen Rollläden in ihrem Haus. Ich war mit sparsamen Eltern aufgewachsen, die jeden Euro zweimal umdrehten, bevor sie ihn ausgaben, die Sonderangebote studierten und nie ohne Einkaufszettel in den Supermarkt gingen.

»Hot-Stone-Massage«, las ich laut vor, die Worte seltsam schwer auf meiner Zunge.

»Das klingt gefährlich«, sagte Miriam und verzog das Gesicht zu einer skeptischen Grimasse.

»Die legen einem heiße Steine auf den Bauch«, vermutete ich. Unser Wissen über Wellness beschränkte sich auf das, was wir aus amerikanischen Filmen kannten – Gurkenscheiben auf den Augen von Frauen in weißen Bademänteln.

»Das klingt absolut irre, das bestellen wir als Erstes«, flüsterte Miriam begeistert, während wir uns langsam an die Warteschleifenmusik gewöhnten. Ihre Augen funkelten zum ersten Mal seit Tagen wieder. Wir hätten einfach nur an den Strand gehen müssen, um heiße Steine zu finden – die Sonne brannte hier schließlich den ganzen Tag. Umso dümmlicher und lustiger erschien uns diese Behandlung. Wie an einer Bergquelle zu sitzen und dafür zu bezahlen, Leitungswasser zu trinken.

Angespannt blickten wir einander an. Ich war nervös – doch ich erledigte solche Sachen jetzt immer, übernahm automatisch die Rolle der Organisatorin, der Mutigen. Miriam sah meistens nur zu, nickte oder schüttelte den Kopf, sie hatte ja schon den Krebs. Diese neue Eigenschaft schien alle

ihre anderen Eigenschaften zu überschreiben, wie Tinte, die sich in Wasser ausbreitet.

»Ich bin schon wieder so müde«, sagte sie, ihre Stimme eine erschöpfte Entschuldigung. Ihre Lider wurden langsam schwer, als würde jemand unsichtbare Gewichte daran hängen.

»Wehe, du verrätst denen, dass du krank bist, dann legen die dir sicher keine heißen Steine auf den Bauch«, warnte ich sie mit gespielter Strenge.

»Guten Tag, wir hätten einen Termin frei, allerdings erst in einer Stunde, wenn es eine Massage sein soll«, sang plötzlich die Stimme am Telefon, ob sie uns in der Zwischenzeit für eine andere Behandlung begeistern könne. »Die Fischpediküre haben wir neu im Programm, sehr beliebt bei unseren jungen Gästen und erst seit einer Woche auch bequem im Zimmer möglich.« Die Stimme klang geschäftsmäßig freundlich, wie eine Durchsage im Flugzeug.

»Was machen die Fische denn dann?«, flüsterte Miriam mir zu, ihre Augen wieder wach und neugierig. Der Gedanke an Fische in unserem Hotelzimmer schien absurd genug, um sie aus ihrem Dämmer Schlaf zu wecken.

»Was machen die Fische denn?«, wiederholte ich ins Telefon und fühlte mich wie eine Simultandolmetscherin bei einem wichtigen Staatsbesuch.

»Unsere Garra Rufa stammen aus hiesigen Thermalquellen rund um die Stadt Kangal und werden Ihre Füße weicher machen als jede herkömmliche Pediküre«, erklärte die Stimme mit der Begeisterung eines Biologielehrers. »Sie knabbern sanft

die abgestorbenen Hautschüppchen ab – völlig schmerzfrei und sehr entspannend.«

»Die fressen unsere Füße«, übersetzte ich Miriam mit theatralischer Dramatik und genoss ihren entsetzten Blick.

»Mega, vielleicht fressen sie ja auch den Krebs weg«, sagte sie und lachte zum ersten Mal seit Tagen wirklich laut. Es war ein Lachen, das mich gleichzeitig erleichterte und erschreckte. Ich verdrehte die Augen und bestellte zwei Aquarien, als würde ich mir täglich exotische Fische ins Hotelzimmer liefern lassen.

Während wir warteten, spielten wir Krebs. Das Spiel war Miriams Idee gewesen – erstens konnte sie sich mittlerweile damit aus, zweitens hatten wir einen Hang zum Morbiden entwickelt. Es war befreiend, die Angst zu einem Spiel zu machen. Im Spiel hatte ich Krebs, und Miriam war die Ärztin, die mit der übertrieben ernsten Miene einer Schauspielerin in einem Krankenhaus-Drama die schreckliche Nachricht überbringen sollte, dass ich nur noch eine Woche zu leben hatte. Wer zuerst lachte, hatte verloren – ein pervernes Spiel.

»Setzen Sie sich bitte«, sagte Miriam mit tiefer, künstlich erwachsener Stimme und deutete auf den Bettrand. »Ich fürchte, ich habe gute und schlechte Nachrichten für Sie.«

»Die schlechte Nachricht zuerst, bitte«, antwortete ich so ernst, wie ich konnte.

Drei höfliche Klopfzeichen unterbrachen unser Spiel. Zwei gleichmütig ausschauende türkische Frauen schoben zwei schwer wirkende und mit weißen Tüchern bedeckte

Servierwagen ins Zimmer – eine stumme Prozession wie bei einer religiösen Zeremonie. Sie bewegten sich mit der professionellen Routine von Menschen, die ihre Arbeit schon tausendmal gemacht hatten. Als Erstes wuschen sie unsere Beine und Füße mit warmem, seifigem Wasser und ignorierten dabei völlig die grünen, blauen, fast schwarzen Flecken, die Miriams Haut übersäten.

»Ist nicht ansteckend, was sie hat«, sagte ich vorsorglich und so langsam und deutlich wie möglich. Meine Stimme klang zu laut in dem stillen Raum. Die beiden Hotelmitarbeiterinnen nickten verständnisvoll, als hätten sie schon alles gesehen, und drückten uns Zettel in die Hand – Haftungsausschlüsse, auf denen wir mit unseren kindlichen Unterschriften bestätigen sollten, dass der nächste Fisch-Fuß-Gast nicht auch bald aussehen würde wie Miriam. Als unsere Füße ihnen sauber genug erschienen, kam der spannende Teil. Die Fische. In zwei kleine Aquarien tunkten wir unsere Füße, und die Garra Rufa stürzten sich darauf. So beliebt musste sich Miriam zuletzt gefühlt haben, als sie Klassenprecherin geworden war. Es kitzelte und prickelte und war faszinierend anzuschauen. Nach einer halben Stunde war es schon vorbei. Noch einmal wusch man anschließend unsere Füße, trocknete sie ab, und schon luden die stillen Spa-Meisterinnen die Aquarien wieder auf den silbernen Rollwagen. Miriam öffnete die Sonnencreme-Attrappe, in der ihre Mutter Bargeld verwahrte, griff nach einigen Scheinen und drückte sie den beiden in die Hand. Als wir wieder allein waren, betasteten wir gegenseitig unsere Füße.